



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zelle, Georg: Zu Petrarca`s Gedächtnißfeier.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Zu Petrarca's Gedächtnisfeier. \*)

Am 16. Juni oder am 18. Juli d. J. ist ein halbes Jahrtausend verflossen seit dem Tode Petrarca's, des zweiten der Zeit nach in dem großen italienischen Dichter-Dreigestirn, welches das vierzehnte Jahrhundert, eine Zeit wilder Kämpfe, entsetzlicher Zerrüttung und tiefen Verfalles mit seinen hellen Strahlen erleuchtet und wie der Vorbote eines neuen Weltalters die düsteren Nebel des sinkenden Mittelalters durchbricht. Die Lebensquellen des Mittelalters waren vertrocknet, seine schöpferische Kraft erstarben; die großen welterschütternden und weltbeherrschenden Ideen, welche zu gewaltigen Mächten verkörpert, dem Mittelalter sein universales, alle Besonderheiten der Nationalität, der Sprache, der Sitte überwucherndes und einer gemeinsamen Denk- und Empfindungsweise unterordnendes Gepräge verliehen hatten, waren erblist, der Glaube an sie schwand mehr und mehr dahin. Das Schwert der weltlichen Universalmacht hatte sich abgestumpft im Kampfe mit der geistlichen Weltmacht, die, um dem gewaltigen Gegner Widerstand zu leisten, selbst die lange unterdrückten individuellen Triebe auf dem Gebiete des Staats- und Völkerlebens entfesselt, damit aber auch die Grundlagen ihrer eignen Weltherrschaft erschütterte hatte. Der Papst hatte die ewige Stadt verlassen und sich ins Exil begeben nach Avignon unter den drückenden Schutz des fränkischen Staats, zu dem die kluge und folgerichtige Politik eines erblichen, auch seine Grundsätze vom Vater auf den Sohn vererbenden, rücksichtslosen Gewalt mit geschmeidiger Feinheit und berechnendem Verstande paarenden Königthums einen Stein nach dem andern herbeitrug. Das Kaiserthum hielt zwar noch an seinen weltumfassenden Ansprüchen fest, aber es hatte seit Heinrich VII. selbst den Glauben an sie verloren; die Würde des höchsten Amtes in der Christenheit wurde den Nachfolgern der Ottonen und Hohenstaufen mehr und mehr ein Mittel, um in einer gewaltigen Hausmacht ein neues Staatengebilde nach dem Muster Frankreichs und Englands zu gründen. So waren die beiden Säulen, auf denen die mittelalterliche Welt ruhte, morsch geworden, des Vertrauens auf ihre Führer beraubt, wurde die abendländische Christenheit an ihrem eignen Dasein, an ihrer Lebensfähigkeit irre.

\*) Petrarca. Von Ludwig Geiger. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1874.  
Grenzboten III. 1874.

Die Zeit, in welcher die beiden großen Mächte des Mittelalters, nicht zufrieden, sich in die Weltherrschaft zu theilen, in dem Kampf um den Alleinbesitz derselben ihre Kräfte erschöpften, war von wenigen aber unwiderstehlich wirkenden, die Gemüther lenkenden, die Einbildungskraft hinreißenden Ideen bewegt gewesen. Der Glanz der Universalmonarchie blendete die Augen, aber gewaltiger noch bewegte die Gemüther die stetig wachsende Macht der Kirche. In der so wirksamen Hoheit und Pracht der äußeren Erscheinung that sie es der weltlichen Macht noch zuvor, der Papst hatte den Vortritt vor Kaisern und Königen. Sie war außerdem fast im Alleinbesitz der Bildung des Zeitalters; kein Fürst konnte der geistlichen Kanzler und Räte entbehren, die Diener der Kirche beherrschten die Politik der Höfe, Diener der Kirche spendeten dem Volke Trost und Schutz wider die Gewaltthaten weltlicher Unterdrücker. Die Religion war der einzige Mittel- und Stützpunkt des Daseins. Ein Gedanke trieb die Christenheit in den Orient zur Befreiung des heiligen Grabes; und demselben Gedanken entsproßte die Blüthe des Ritterthums. Auch der Frauencultus, die ritterliche Poesie schöpften ursprünglich ihre Antriebe aus denselben Quellen.

Aber mit dem Falle der Hohenstaufen, mit dem vollständigen Triumphe des Papstthums war die schöpferische Thätigkeit der Zeit zum großen Theil verstopft. Was an Lebenskraft noch übrig war, suchte nach neuen Wegen, nach neuen Antrieben. An die Stelle des universalen entwickelte sich das von den Päpsten im Kampfe gegen das Kaiserthum nach dem Grundsatz *divide et impera* selbst gepflegte corporative Element. Der gewaltige Aufschwung des Städtewesens in Deutschland (in Italien hatte dasselbe sich schon längst mächtig entwickelt) war eine glänzende Nachblüthe des Mittelalters; aber die Entwicklung der Städte vermochte ebensowenig wie die Ausbildung des fürstlichen Territorialsystems dem Verfall Schranken zu setzen; im Gegentheil, sie wirkte zersetzend und zerstörend. Die Concentration aller Lebenskraft in kleinen Gemeinschaften, wie Treffliches sie auch geleistet hat, war im Grunde doch ein ungesunder Zustand; ein wirklich schöpferisches Princip konnte sich zunächst aus ihr nicht entwickeln.

Es war eine trostlose Zeit geistiger Dede und sittlicher Verderbniß. Die Natur selbst schien dem menschlichen Geschlechte zu zürnen: neue Krankheiten, welche der Charlatanerie der Aerzte spotteten, entkräfteten und vergifteten ganze Generationen, furchtbare Epidemien entvölkerten Europa und entfesselten einerseits die häßlichsten Leidenschaften, andererseits entfachten sie einen religiösen Fanatismus, der sich vielfach zu einem epidemischen Wahnsinn steigerte, und der so furchtbare Erscheinungen zur Folge hatte, daß die Kirche selbst mit den strengsten Strafen gegen ihn einzuschreiten sich genöthigt sah.

Der Gedanke an den Weltuntergang lag der Menschheit nahe zu einer Zeit, wo alle Säulen, auf denen die Gesellschaft sich gestützt hatte, morsch geworden, wo mit dem Glauben an die Mächte, welche einst die Welt beherrscht und dem Einzelnen Schutz und Trost gewährt und ihm das Ziel und den Zweck des Daseins bestimmt hatten, auch die Hoffnung auf Rettung und Genesung verschwunden war.

In dieser Periode erschienen die drei genannten italienischen Dichter als Propheten und Pfadfinder einer neuen Welt. Dante, der älteste von ihnen, faßt alle Herrlichkeit und alle Schranken, alle Ideen und Bestrebungen des blühenden Mittelalters in seinem wunderbaren Gedichte zusammen; aber er hat vielleicht, ohne sich selbst dessen klar bewußt zu sein, seinen Standpunkt bereits außer ihnen genommen, er steht ihnen objectiv gegenüber, er zieht sie vor seinen dichterischen und prophetischen Richterstuhl. Wohl hofft er, der begeisterte Ghibelline, der verbannte Sohn des guelfischen Florenz auf eine Wiederbelebung des Kaiserthums, dessen höchstes Richteramt allein ihm die Weltordnung zu verbürgen scheint. Nichtsdestoweniger flüchtet auch er schon sich aus seiner Zeit in die Vergangenheit, tritt er an die Quelle des Alterthums, jener Zeit, wo Italien einig um seinen Mittelpunkt, die ewige Roma sich drehend, die Welt beherrschte; der Kaiser ist noch der Nachfolger der Cäsaren; Dante hat die Ideen des Mittelalters, mit gewaltiger Energie in ihrer tiefsten Bedeutung verfaßt. Aber da er ahnt, daß seine Zeit im Verfall begriffen ist, wendet er den Blick zurück in die ferne Vergangenheit, um aus ihr, die an Größe und Herrlichkeit, an Kunst und Wissenschaft, in festgefügter Ordnung die Gegenwart so weit überragte, Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen.

Was in Dante eine noch unklare Ahnung war, tritt in Petrarca scharf und bestimmt hervor. An Schwung des Gedankens, Tiefe der Ideen, Größe und Erhabenheit der Anschauungen hinter Dante zurückstehend, übertrifft er ihn an Vielseitigkeit der Bestrebungen, Erkenntniß der Zeitströmungen und dem klaren Bewußtsein der anzustrebenden Ziele. Petrarca ist nicht nur Dichter und italienischer Patriot, wie Dante, er ist zugleich mit vollem Bewußtsein Humanist, Alterthumsforscher und Philologe. Was bei Dante verschlossene Knospe war, entfaltete sich in ihm zur vollen Blüthe, dergestalt, daß seine bescheidene wissenschaftliche Thätigkeit an Bedeutung seinem dichterischen Schaffen, das seinen Ruhm rasch durch alle Länder trug und seinen Namen mit einem unvergänglichen Zaubergranz verklärt hat, wenig nachsteht.

Das treffliche Buch von Ludwig Geiger, welches ausdrücklich der Erinnerung an die fünfte Säcularfeier Petrarca's am 18. Juli 1874 gewidmet ist, hebt die vielseitige Bedeutung des großen Dichters und Humanisten klar und scharf hervor. Der Herr Verfasser spricht sich in der Vorrede sehr be-

scheiden über seine Arbeit aus; er beansprucht nicht, eine wissenschaftliche Arbeit über Petrarca zu liefern, sondern er versucht nur, „durch diese Blätter die Erinnerung an einen Mann aufzufrischen, der in Deutschland nicht seiner Bedeutung gemäß gewürdigt zu werden pflegt.“ Letztere Behauptung scheint uns so allgemein ausgesprochen, beiläufig bemerkt, zu weit zu gehn. Der Dichter Petrarca ist in Deutschland wie überall gefeiert, und es dürfte nicht schwer fallen, seinen unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung gewisser Gattungen deutscher Lyrik nachzuweisen; die glänzende Ausbildung des Sonetts in unserer dichterischen Literatur ist um von Anderen zu schweigen, schon ein vollgültiges Zeugniß für die mächtige Einwirkung des großen italienischen Liebesängers auf unsere Poesie. Der großen Bedeutung des Gelehrten und Humanisten wird dagegen — gerade weil Petrarca's Dichterruhm, sein Liebesglück und Liebesleid, die Gemüther der Mitlebenden und Nachlebenden zu ausschließlich gefesselt hat — im Allgemeinen allerdings nicht genügend anerkannt. Wer denkt, wenn er die von dem schimmernden Zauber der höchsten Liebesromantik umstrahlten Namen Petrarca und Laura aussprechen hört, an die stillen Arbeiten des gelehrten Forschers, an den rastlosen Eifer, mit welchem derselbe alle Klöster nach alten Pergamenten durchsuchte, an das Entzücken, mit welchem ihn jeder Fund erfüllte, an die ununterbrochenen Kämpfe, die er gegen die Verknöcherung aller Wissenschaften führte, gegen die Charlatanerie der Ärzte, gegen die trockene, alles historischen Sinnes baare, rabulistische Gelehrsamkeit der Juristen, gegen die spitzfindige Scholastik der Theologen, wider die sein tiefes religiöses Gefühl sich empörte! Und doch ist gerade die Kenntniß dieser Thätigkeit des Gelehrten unerläßlich für Jeden, der die Bedeutung Petrarca's vollkommen würdigen will.

Herr Geiger hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er den Gebildeten unseres Volkes in kurzen kräftigen Zügen ein Bild der Gesamtindividualität des großen Dichters, des begeisterten Patrioten, des muthigen Vorkämpfers für Aufklärung und Bildung entwirft. Der Verfasser verzichtet, wie gesagt darauf, neue Forschungen und wissenschaftliches Detail zu bieten. Nichtsdestoweniger aber beruht sein Werk auf einem umfassenden und sehr sorgfältigen Quellenstudium. Das vorhandene reiche Material ist gründlich durchgearbeitet; vor Allem tritt ein genaues Studium der Werke des Dichters, namentlich seines ausgebreiteten Briefwechsels, auf jeder Seite hervor. Einzelne Streitfragen, wie über die Persönlichkeit der Laura und das Verhältniß des Dichters zu der gefeierten Geliebten, sind einer erneuten Prüfung unterzogen und dadurch ihrer Lösung näher geführt. Vor Allem wird die Unhaltbarkeit der Ansicht des Abbé de Sade, daß Laura eine geborene de Noves, an einen Herrn de Sade verheirathet und Mutter von 11 Kindern gewesen sei, mit beweiskräftigen Gründen nachgewiesen. Die anspruchslose Schrift

Herrn Geiger's ist daher als ein sehr werthvoller Beitrag zur Kenntniß Petrarca's und als eine würdige Gabe zur Jubelfeier desselben zu begrüßen. Sie giebt in einfacher allgemeinverständlicher, aber edler Darstellung ein ebenso treues, wie lebensvolles Bild des Dichters, den Italien, das seine großen Todten zu ehren weiß, wie vielleicht kein anderes Volk die seinigen, als seinen ersten Lyriker feiert und dessen Gesamttätigkeit in ihrer mächtigen Bedeutung für die Culturgeschichte vielleicht kein Volk in gleichem Maße, wie das deutsche zu würdigen versteht. Es war nicht der Zweck des Verfassers, eine zusammenhängende Biographie des Dichters zu geben; es kam ihm nur darauf an, die drei Richtungen, in denen seine Thätigkeit sich entfaltete, zu schildern, ihn darzustellen: als Humanisten, d. h. als Schöpfer einer neuen, aus der Wiederbelebung des classischen Alterthums gewonnenen Bildung, als Patriot, und als Liebender, d. h. als Dichter; denn die Liebe ist die Muse seines melodischen Gesanges in seiner weichen, wohlkautreichen Muttersprache, die er selbst doch nur gering achtete im Vergleich zu seinem geliebten Latein, wie er denn auch auf seine lateinischen Dichtungen seine Ansprüche auf den Dichterlorbeer begründete. Die Nachwelt hat anders geurtheilt; sein „Africa“ ist längst vergessen; seine zahlreichen lateinischen Briefe, die Hauptquelle für die Kenntniß seines Lebens und seiner mannigfaltigen Bestrebungen sind weniger bekannt, als sie es verdienen; seine Liebesgesänge aber, in denen er seiner Leidenschaft für die Geliebte den weichsten und zartesten Ausdruck giebt, werden stets eine der ersten Stellen in der erotischen Poesie aller Völker und aller Zeiten behaupten.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Petrarca sich im schärfsten, bewußten Gegensatz zu der todten Gelehrsamkeit und dem unfruchtbaren Wissenskram seiner Zeit befand. Dem juristischen Studium widmete er sich nur aus Gehorsam gegen den Willen seines Vaters. Aber in Montpellier wie in Bologna, nahmen ihn seine Römer, besonders Cicero, den er nebst Virgil vor Allen hoch hielt, bei weitem mehr als die langweiligen Vorträge der berühmtesten Rechtsgelehrten in Anspruch, die „von der göttlichen Redekunst zum bloßen Vollstopfen mit Wissen, von wahrer Gelehrsamkeit zur Geschwähigkeit und Unwissenheit herabgesunken“ waren; wie er denn auch nach des Vaters frühem Tode der Juristerei den Abschied gab (nur einmal ist er als Advocat aufgetreten), aber nicht um eine andere Facultät zu wählen, sondern um sich ganz dem Studium seiner geliebten Alten, oder bestimmter gesagt der alten Römer, hinzugeben: denn das griechische Alterthum blieb ihm ziemlich fremd; Homer, den er in einer Uebersetzung kennen lernte, bewunderte er zwar, aber ein naheß Verhältniß gewann er nur zu den Römern, als deren Landsmann er sich fühlte. Sein begeistertester Bildungstrieb ist mit seinem italienischen oder besser gesagt mit seinem römischen Patriotismus so

eng verbunden, daß beide sich auch in der Betrachtung schwer von einander trennen lassen. Petrarca erkannte die allgemeine weit über Italiens Grenzen sich erstreckende Bedeutung des Alterthumsstudiums sehr wohl, und das weltbürgerliche, auf Neugestaltung der ganzen mittelalterlichen Gesellschaft zielende Element des Humanismus ist ihm so wenig, wie seinem jüngeren Zeitgenossen Boccaccio fremd. Aber Rom, das Rom der Triumphatoren und das Rom des Knechtes der Knechte Gottes, ist diesem älteren Humanisten eben der Mittelpunkt der neu zu gestaltenden Gesellschaft, die rechtmäßige Erbin einer doppelten Weltherrschaft. Der Mittelpunkt ist erstarrt; es gilt ihn neu zu beleben, neue Fruchtkeime in ihn zu senken. Rom ist von seinen Häuptern, dem Papst, dem schlechten Hirten und dem Kaiser, der über seinem Walten im barbarischen Norden seines höchsten Amtes vergißt, verlassen; es gilt, die Flüchtigen wieder einzufangen und der vereinsamten Königin der Welt wieder zuzuführen. Petrarca erschöpft die Fülle seiner Beredsamkeit, um den Päpsten Avignon, das arge Babel, die Stadt der Sünde und Verderbniß, die er selbst in seiner Jugendzeit allzugenu hat kennen lernen, zu verleiden; er schildert Karl IV. in leuchtenden Farben die Herrlichkeit der ewigen Stadt, die Macht der alten Imperatoren, die Erhabenheit ihres Weltherrscherberufs. Aber wie wohlwollend Karl auch die kühnen Worte des begeisterten Dichters aufnahm, in seiner kühl berechnenden Staatskunst, die ganz andere Bahnen verfolgte, ließ er sich durch die glänzenden Bilder, die Petrarca vor ihm aufrollte, nicht irre machen. Eben so wenig aber ließ sich Petrarca durch die vielen Enttäuschungen, die er erfuhr, seine Hoffnungen zerstören. Mit glühendem Eifer trat er für Cola Rienzi's schwärmerische Entwürfe ein. Er beglückwünscht den verwegenen Tribunen, daß er ein solches Volk, das Volk, daß es einen solchen Helden gefunden habe. Die alte Mauer, heißt es in der herrlichen an Cola gerichteten Canzone, die noch Trutz und Stierde der Welt ist, die erzittert beim Gedanken

An die Vergangenheit, denkt sie der Sage:  
 Und Gräfte, wohin die Gebeine sanken  
 Von Männern, die besetzt von Ruhmbegierde,  
 Erst enden an dem Ende aller Tage;  
 Und die Zerrüttung unsrer ganzen Lage,  
 Sie sehn auf dich, als ihren Retter nieder.  
 Euch herrliche Scipionen, wie willkommen!  
 Dir, treuer Brutus, wenn auch ihr vernommen,  
 Daß wohl bestellt des Staates Haupt und Glieder!  
 Wie blickte freundlich wieder  
 Fabricius, vernimmt er diese Töne,  
 Und sagt: Mein Rom bleibt fortan noch das Schöne!

So entzündet die Vertiefung in das Alterthum, der Blick auf die ver-

gangene Herrlichkeit die nationalen Ideen, zu deren ersten Aposteln er gehört. Wenn er den Kaiser feiert, so betrachtet er ihn doch nur vor allen als Haupt Italiens, das unter seinem Scepter geeinigt berufen ist, der Welt seine Gesetze vorzuschreiben. Wo Zwiespalt herrscht, mahnt er zur Einigkeit; wiederholt, aber allerdings selten mit besonderem Erfolge, tritt er als Friedensstifter auf, zwischen den hadernden Städten und Fürsten, so vor Allem in den furchtbaren Kämpfen der beiden seemächtigen Republiken Venedig und Genua. In seiner berühmten Canzone „an Italien“ tritt sein Nationalgefühl in besonders ergreifender Weise hervor. Die Mächtigen werden in ernstesten, strafenden Worten dafür verantwortlich gemacht, daß sie durch ihren Zwist die Fremden ins Land ziehen.

„O, die ihr von dem Glücke seid zu Leitern  
Des schönen Lands geschaffen,  
Dem ihr kein Mitleid scheineth einzuräumen,  
Was sollen hier so viele fremde Waffen?  
Vielleicht, daß diese heiteren  
Gesilde von Barbarenblute schäumen?  
Euch schmeichelt eitles Träumen:  
Ihr schauet falsch und wähnet recht zu schauen,  
In Söldnern Lieb und Treue zu erbeuten,  
Wer mehr besitzt an Leuten,  
Wird seinen Feinden sich zumeist vertrauen.  
Seht jene fremden Auen  
Emporgeschwollenen Wogen,  
Um unser schönes Land zu überschweben!  
Wenn sie uns zugezogen  
Die eignen Hände, wer wird uns sie hemmen?“

Aber man muß auch die Uebermächtigen mit Milde und Schonung behandeln, muß sie zu gewinnen suchen. So heißt es zum Schluß

„Ich warne dich, Canzone,  
Mit deiner Meinung schonend zu verfahren:  
Denn unter Stolzen sollst du dich enthüllen:  
Und die Gemüther füllen  
Sich mit Gewohnheit, schlecht und wie vor Jahren:  
Dem ewigen Feind des Wahren.  
Versuche Heil bei jenen  
An Großmuth Seltnen, Nedlichen hinieden;  
„Wer schützt mich?“ — sprich zu denen, —  
„Ich komm und rufe: Frieden, Frieden, Frieden!“ —

Und grade in diesem warmen Eintreten für die nationale Idee liegt ein guter Theil der geschichtlichen Bedeutung jener ältesten italienschen Humanisten. Wie weltbürgerlich civilisirend ihre humanistischen Bestrebungen an

sich auch find, so haben sie andrerseits doch auch die Idee des Vaterlandes aus langem Schlummer wieder zum Leben erweckt. Als besonders bemerkenswerth möchte ich hier nur noch hervorheben, daß sowohl Dante wie Petrarca, die man in gewissem Sinne als die beiden ersten italienischen Patrioten bezeichnen kann, Ghibelinen, treue Anhänger des Kaiserthums sind. Der hierin liegende Widerspruch ist indessen nur scheinbar. Sie sind kaiserlich im Gegensatz zum Papstthum, das seinen nationalitätenfeindlichen Charakter auch dann nicht verleugnen mag, wo es sich gelegentlich in diesem oder jenem Volke einen Verbündeten gegen den Kaiser sucht. Die Begründung starker Nationalstaaten ist niemals das Ziel der geistlichen Gewalt gewesen; in ihren Vortheilen lag es vielmehr im Allgemeinen — zahlreiche Ausnahmen kamen natürlich vor, da die Kurie es stets verstanden hat, mit zeitweiliger Hintensezung der Principien nach den Umständen zu handeln — in den einzelnen Ländern die centrifugalen Elemente zu pflegen. Vor Allem aber stand die Idee des Nationalstaats mit ihrem Princip im Widerspruch. Mögen einzelne politisch bedeutende Päpste, die ein größeres Gewicht auf ihre weltliche, als auf ihre universalmonarchische geistliche Stellung legten, daran gedacht haben, Italien unter der päpstlichen Hegemonie zu einigen, im Ganzen war das Papstthum der Idee des italienischen Nationalstaats feindlich; und daher ist es erklärlich, daß das Guelfenthum seine Stütze in dem Widerstreit der italienischen Fürsten und Städte suchte. Diesen sich in beständigen Kämpfen zerfleischenden Elementen gegenüber erschien der Kaiser als Friedensstifter, als Einiger und somit mittelbar als Förderer der Nationalidee. Und hieraus eben erklärt sich die Hinneigung der italienischen Patrioten zum Ghibellinismus.

Es ist dies eine der merkwürdigsten, hier nur kurz anzudeutenden Thatfachen, daß der Einfluß der humanistischen Studien auch auf die nationale Idee belebend und befruchtend wirkte, obwohl der Humanismus seinem Princip nach vielmehr weltbürgerlich als patriotisch war. Aber die Einkehr in eine Zeit, welcher der Staat das höchste gesellschaftliche Princip war, mußte politische Ideen zeitigen, die in der Zeit des großen weltgeschichtlichen Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt erblaßt und fast aus dem Bewußtsein der Menschheit entschwunden waren. Darin lag aber zum großen Theil die weltbewegende Kraft des Humanismus, daß unter seinem mächtigen Einflusse die Völker wieder anfangen, sich auf sich selbst zu besinnen und aus ihrer Eigenart die Antriebe zu anderem neuem selbständigem Dasein zu schöpfen. Lag es an sich in dem Wesen des Humanismus, das Individuum aus den Fesseln einer verknöcherten Ueberlieferung zu befreien und dem Einzelnen eine von den ihrer schöpferischen Kraft beraubten Mächten, welche bis dahin dem Denken, wie dem Handeln ihre Gesetze vorgeschrieben hatten, unabhängige Entwicklung zu sichern und die Verantwortlichkeit für

sein Thun und Lassen in seine Brust zu legen, so mußte diese Richtung auf Freiheit und Selbständigkeit auch in den Völkerindividualitäten zum Durchbruch kommen: nicht als ob der Humanismus an sich ein staatenbildendes Princip wäre, sondern deshalb, weil das Volk, dessen Bildung er als Reformprincip der Gegenwart überlieferte, in der Pflege der Staats- und Rechtsidee seinen höchsten weltgeschichtlichen Beruf erfüllt hatte.

Es ist aber dem Gelehrten und Dichter nicht gegeben, unmittelbar Nationen zu einigen und Staaten zu gründen. Seine Wirkung ist nur mittelbar; er arbeitet dem Staatsmann vor, indem er in die Massen die Keime der Bildung senkt, dem Volksthum einen geistigen Gehalt bietet, das Bewußtsein der idealen Einheit weckt und nährt, welche die feste Grundlage der politischen Einheit ist. Die Gemeinsamkeit der Volkssprache allein ist kein genügender Schutz des Volksthums; die Volkssprache geht in Mundarten auseinander, die sich immer weiter von einander entfernen, wenn nicht eine gebildete, in literarischen Schöpfungen stetig sich entwickelnde Schriftsprache sich als einigendes Band um die Dialekte schlingt, ihrer Mißbildung zu selbstständigen Idiomen Schranken setzt und durch ihre Vermittlung einen gemeinsamen Gedankengehalt, ein eigenthümliches Geistesleben in der Nation schafft. Das ist in den Zeiten politischer Zerrüttung die nationale Aufgabe vor Allem des Dichters und durch die glänzende Lösung dieser Aufgabe haben sich die drei großen italienischen Dichter des 14. Jahrhunderts um ihr Vaterland ein unsterbliches Verdienst erworben.

Und vielleicht nimmt unter den dreien, soweit es sich um die nationale Bedeutung handelt, Petrarca als Schöpfer der italienischen Lyrik, der er das eigenthümliche Gepräge seines Genius aufgedrückt hat, die erste Stelle ein. Dante steht unnahbar auf einsamer steiler Höhe; sein unsterbliches Werk ist so durchaus eigenthümlich, so einzig in seiner Art, es ist so dunkel, es nimmt für sein Verständniß ein so tiefes Studium in Anspruch, daß es weder der Ausgangspunkt für eine neue dichterische Entwicklung werden, noch über die Kreise der Höchstgebildeten hinaus, als Eigenthum in Fleisch und Blut des Volkes übergehen konnte. Dante hat ein unvergängliches Kunstwerk, aber keine neue Kunstform geschaffen, wie Petrarca, der es verstand, seinen Empfindungen und Gefühlen einen Ausdruck zu geben, der für alle seine Nachfolger auf dem Gebiete der Lyrik, auch wenn sie nicht Nachahmer waren, vorbildlich geworden ist. Er hat der italienischen Lyrik, und wir können wohl allgemeiner sagen, der italienischen Poesie die Richtung vorgeschrieben, gewissermaßen die Gesetze ihrer Entwicklung gegeben. Erkennen wir doch auch in den großen Epikern des 16. Jahrhunderts ohne Mühe und auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft mit dem Liebesdänger des XIV. Jahrhunderts,

freilich auch mit Boccaccio, dem Schöpfer der italienischen Prosa, der ja in vieler Beziehung recht eigentlich als die Ergänzung Petrarca's zu betrachten ist. Schon in der äußern Form zeigt sich Petrarca's Einfluß unverkennbar. Die prachtvolle achtzeilige Stanze ist ganz demselben Boden entsprossen, wie das Sonett und die schwungvolle Canzone. In ihr wie im Sonett ist das musikalische Element des Wohllauts das bindende gewissermaßen abrundende Princip. Sie trägt daher auch in das Epos ein stark entwickeltes lyrisches Element. Schon die relative Selbständigkeit der Strophe, die für die Architektur des Epos bestimmend ist, fordert zur lyrischen Ausgestaltung des erzählten thatsächlichen Inhalts heraus. Denn die größere Strophe bedingt ein längeres Verweilen bei demselben Gedanken, sie begünstigt das malerische wie das betrachtende Element. Dazu kommt der außerordentliche, das Ohr bestrickende Wohllaut des Reimes, der im Sonett vor Allem seinen höchsten Triumph feiert. Es ist nicht zu leugnen, daß, wie in allen kunstvollen Strophen, so vor Allem im Sonett die Form oft den Inhalt beherrscht und eine ganz bestimmte stets wiederkehrende Gliederung des poetischen Grundgedankens zur Folge hat. Die ersten acht Zeilen des Sonetts entwickeln den Grundgedanken in verhältnißmäßiger Breite und doppelter Gliederung und ohne ihn zum Abschluß zu bringen, aber sie spannen die Aufmerksamkeit und Phantasie auf den Abschluß, der in den sechs Schluszeilen bald als Folgerung oder um einen sehr prosaischen Ausdruck zu gebrauchen, gleichsam als Nutzanwendung, die aus der Exposition gezogen wird, erscheint, bald als Steigerung und Verschärfung der einleitenden Gedankenreihen, bald zu ihr in einem überraschenden und dadurch um so wirksameren Gegensatz steht. Eine Lyrik, die sich mit Vorliebe in einer so kunstvoll verschlungenen Form bewegt, in einer Form, die auch von dem Gedanken und der Empfindung eine kunstvolle, gleichsam rhythmisch gegliederte, nach bestimmten Gesetzen melodisch auslautende Entwicklung heischt, die darauf berechnet ist, bald geistreich mit dem Gefühl zu spielen, bald dasselbe in kunstvoll gegliederter, streng abgerundeter Durcharbeitung zum Ausdruck zu bringen, die aber immer auch in der Darstellung der glühendsten Leidenschaft den Dichter an ein überaus strenges Gesetz bindet, — in einer solchen Lyrik wird natürlich stets der kunstgemäße Charakter vorherrschen, und die kunstvolle Grazie ist denn auch das Erbtheil der italienischen Poesie geblieben. Der reichen Anmuth der Sprache entspricht die Anmuth der Dichtung, die auch im Affect der rhythmischen Gliederung des Gedankens und dem melodischen Wohlklange der äußeren Form nicht zu entsagen vermag.

Als der wahre Schöpfer dieser kunstvollen Lyrik muß man Petrarca betrachten, und es thut seinem Ruhm keinen Eintrag, daß die Sprache selbst

seinem dichterischen Genius den Weg gewiesen, den er eingeschlagen. Denn wenn die Sprache ihm die Richtung seiner Kunst vorschrieb, so ist es andererseits doch ein unvergängliches Verdienst, welches er nur mit Dante, und für die Prosa mit Boccaccio theilt, die Volkssprache zum geschmeidigen Werkzeug der künstlerischen Darstellung ausgebildet zu haben. Den vor ihnen lebenden, längst der Vergessenheit anheimgefallenen Dichtern, war dies nicht gelungen; und mit Recht werden Dante, Petrarca, Boccaccio stets als die Gründer der italienischen Literatur genannt werden, die zugleich in ihnen einen Höhepunkt erreicht hat, dem bald eine Zeit des Verfalles folgte und den auch die neuere Literatur noch nicht wieder erreicht hat. Die drei großen Dichter des 14. Jahrhunderts bleiben die Leitsterne für die italienische Poesie, die, so oft sie sich neu erfrischen will, zu ihnen als den ewig fließenden lauterer Quellen zurückkehrt und aus ihnen den Trank der Wiederbelebung und Wiedergenesung schöpft.

Italien erfüllt daher nur eine nationale Pflicht, wenn es den Gedächtnistag des Dichters, der wie wenig andere an seiner geistigen Wiedergeburt vorbereitet hat, feiert; und es unterliegt keinem Zweifel, daß es ihn würdig feiern wird. Aber auch wir haben alle Ursache, des rüstigen muthigen Vorkämpfers für Bildung und Menschenwürde, der rastlos thätig gewesen ist, die Quellen der Wiederbelebung zu eröffnen, aus denen auch unsere großen Humanisten und Reformatoren geschöpft haben, dankbar zu gedenken. Und auch den Einfluß des Dichters auf die Entwicklung unserer Poesie dürfen wir nicht gering anschlagen. Unsere Sprache mit ihrer unvergleichlichen Aneignungsgabe, hat der italienischen Kunstform volles Bürgerrecht gewährt, und auch in den härteren Stoff unsres Idioms hat das Sonett, haben Canzone und Octone den Zauber ihres Wohllauts nicht eingebüßt. Möge die treffliche Schrift Ludwig Geiger's dazu beitragen, die Theilnahme für den Ehrentag unserer Verbündeten von 1866 in möglichst weiten Kreisen zu erwecken. Italien aber möge, wenn es seinen zartesten Dichter feiert, wohl bedenken, daß in Petrarca mit der vollendeten Anmuth sich die Kraft paarte, und daß die Huld der Musen nur dem Volke dauernd zu Theil wird, das seine Freiheit und Selbständigkeit gegen jeden Feind und Neider mit dem Schwerte zu schützen jeder Zeit bereit und gerüstet ist.

Georg Zelle.